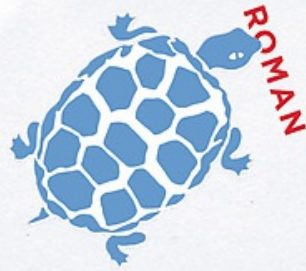


MATTHEW QUICK



SCHILD
KRÖTEN
WEGE

oder Wie ich
beschloss, alles anders
zu machen

Es wäre schrecklich gewesen,
all das auszusprechen

Meine Familie unternahm mehrere Autotouren in nördliche und südliche Richtung, um sich verschiedene Colleges anzusehen. Was mich daran störte, war die Tatsache, dass sie mich nicht mal fragten, ob ich überhaupt aufs College gehen wollte. Das setzten sie einfach voraus. Ich glaube sogar, dass ich damals tatsächlich aufs College wollte, aber dass sie mich niemals fragten, hat mich trotzdem genervt.

Ich sprach darüber mit Booker auf seinem alten kratzigen Sofa, das so aussah, als wäre es aus Altmännerhosen zusammengeflickt worden. »Der Kampf ist eröffnet«, erklärte er. »Es geht los. Jetzt musst du ein paar wichtige Entscheidungen treffen.«

»Was für Entscheidungen?«, fragte ich.

»Du musst dich entscheiden, was für eine Person du sein willst.«

»Was für Typen gibt's denn da zur Auswahl?«

»Ach, komm schon! Du weißt genau, dass es nur zwei Typen gibt.«

»Ich weiß nicht, wovon Sie reden.«

»Manche unterteilen die Menschen in verschiedene Gruppen und versuchen dann, sich einer dieser Gruppen zugehörig zu fühlen. Andere können mit dieser Unterteilung nichts anfangen und wollen auch nicht in eine bestimmte Schublade gesteckt werden.«

»Zu welchem Typus gehören Sie?«

»Ich glaube nicht an so was.«

»Aber Sie sagten doch, es gäbe zwei Typen!«

»Diejenigen, die an Typen glauben, und die anderen.«

»Ich krieg Kopfschmerzen.«

»Unsinn.«

»Bitte?«, fragte ich und lachte.

»Es kommt darauf an, sich von seinem Typus nicht einengen zu lassen, Nanette. Das ist keine Fußfessel, die man dauernd mit sich herumträgt.«

Als ich später auf der ledernen Rückbank im Mercedes-SUV meiner Mutter saß, um meinem ersten möglichen College einen inoffiziellen Besuch abzustatten, kam es mir wirklich so vor, als trüge ich eine Fußfessel. Als würde ich gegen meinen Willen irgendwohin

verfrachtet. Diese Unis wollten meine Füße und meine Lunge, meine Oberschenkel und Schienbeine, meinen Bauch und meine Stirn. Sie wollten, dass ich für sie meinen Schweiß vergoss, indem ich auf dem Fußballplatz einem Lederball hinterherjagte und alles dafür tat, ihn irgendwie über die Torlinie zu bringen. Wenn ich es darauf reduzierte, kam mir die ganze Angelegenheit ziemlich barbarisch vor. Es war wie eine Auktion. Mein Torjäger-Körper wurde zum Kauf angeboten.

Auf den Vordersitzen diskutierten meine Eltern über meine Zukunft. Über die möglichen Hauptfächer, die ich wählen konnte. Über all die Orte, an die ich reisen würde, falls ich in Zukunft für dieses oder jenes Colleagueam auflief, von denen manche sogar Spiele in Europa und Südamerika austrugen. Über die lebenslangen Vorteile, die ich als Mitglied einer einflussreichen Alumni-Organisation genießen würde.

Ich ärgerte mich über mich selbst, denn mir war klar, dass es viele Teenager auf der Welt gab, die nicht genug zu essen und keinen Zugang zu sauberem Trinkwasser hatten. Und hier saß ich in einem Fünftausend-Dollar-Luxus-Auto und fühlte mich eingesperrt, weil wir irgendwelche Elite-Unis ansteuerten, die darum wetteiferten, mich umsonst unterrichten zu dürfen!

Ich eine Gefangene?

Im Ernst?

Ich warf mir vor, undankbar zu sein, und wurde doch das Gefühl nicht los, dass andere über mein Leben bestimmten.

Ich wusste, wie privilegiert ich war, aber was hatte ich schon davon, wenn ich keine eigenen Entscheidungen treffen konnte? War es wirklich ein Privileg, insgeheim unglücklich zu sein, und das ein Leben lang?

Als wir an den Colleges dann mit Leuten von der Immatrikulationsstelle, mit Fußballtrainern und -spielern zusammentrafen, hielt ich meist die Klappe und beobachtete stumm meine Eltern, wie sie mit allen über mich quatschten, als wäre ich gar nicht da. Manchmal sagten sie zu mir: »Stimmt doch, Nanette«, weil sie Wert darauf legten, dass ich mich an ihren Gesprächen beteiligte und so tat, als wollte ich unbedingt mit diesen Unbekannten plaudern. Doch fand ich meistens weder die Landschaftsgestaltung so zauberhaft wie meine Eltern noch die Geschichten so interessant, die die alten Gebäude angeblich zu erzählen hatten. Auch das Kursangebot stimulierte mich weniger als sie, die Spielphilosophien der Trainer ließen mich kalt, und meine potenziellen Mitspielerinnen interessierten mich nicht, obwohl meine Eltern natürlich der Ansicht waren, sie würden fantastisch zu mir passen. Da ich aber wusste, dass es schrecklich gewesen wäre, dies auszusprechen, sagte ich lieber gar nichts. Stattdessen lächelte und nickte ich so lange, bis meine Nacken- und Gesichtsmuskeln sich verkrampften.

Meine Eltern fragten mich nach meiner Meinung, und ich antwortete ausweichend: »Ich

weiß nicht. Man muss so viele Dinge berücksichtigen.«

»Nun«, sagte mein Dad, als unsere Collegetour beendet war und wir wieder im Auto saßen: »Nachdem wir fünf Unis angeguckt haben, die alle bestens geeignet sind, sich um deine akademische und sportliche Ausbildung zu kümmern, kannst du mit deiner Entscheidung eigentlich nichts verkehrt machen.«

»Ich beneide dich«, fügte meine Mom hinzu.

Ich starrte bloß aus dem Fenster und biss mir auf die Zunge, bis sie anfang zu bluten.

Nur ein bisschen auf die Sprünge helfen

In der ersten Augustwoche, kurz bevor mein letztes Highschooljahr begann, erzählte mir Booker aus heiterem Himmel von einer Lehrerin an einer anderen Schule, die ungefähr eine halbe Autostunde entfernt liege. »Ein weiteres ehemaliges einsames Mädchen, das mein Buch zur richtigen Zeit gelesen hat, mir Briefe schrieb und später Englischlehrerin wurde.«

Ich fragte ihn, ob seine Fans inzwischen an jeder amerikanischen Highschool Englisch unterrichten würden.

Er lächelte. »Es gibt viele einsame Teenager auf der Welt, nur leider wissen sie nichts voneinander. Wenn die sich alle zusammentun würden, könnten wunderbare Dinge passieren, aber die Welt hat eine panische Angst, dass sich all die Einsamen miteinander verbünden, also tut sie alles, um sie voneinander getrennt zu halten.«

»Warum?«

»Weil einsame Menschen oft großartige Ideen, aber keine Unterstützung haben. Leute, die unterstützt werden, haben zwar Macht, zu oft aber schlechte Ideen. Und auf Macht verzichtet man nicht freiwillig. Niemand tut das, wie schlecht die eigenen Ideen auch sein mögen. Auf Macht verzichtet nur derjenige, der in einem langen blutigen Kampf dazu gezwungen wird – und so einen Kampf kann man nicht mit fairen Mitteln führen. Aber das liegt einsamen Menschen nicht, und das ist ein weiteres Problem. Sie neigen dazu, die Wahrheit zu sagen und mit fairen Mitteln zu kämpfen. Einsame Menschen brauchen Kunst, Musik und Poesie, um untereinander Verbindungen einzugehen.« Booker musterte mich mit einem wissenden Lächeln und sagte: »Ich glaube, du solltest diesen Jungen kennenlernen, der mir Gedichte geschickt hat. Ich mag, was er schreibt. Ihr beide würdet euch gut verstehen. Er nennt sich Little Lex. Er war ein Schüler der Lehrerin, die ich eben erwähnt habe. Sie hat ihm mein Buch gegeben, so wie Mr Graves es mit dir gemacht hat. Dieser Junge hat sich ebenfalls total mit Wrigley identifiziert. Das habt ihr also schon mal gemeinsam.«

»Wollen Sie mich etwa verkuppeln? Ich hab noch nie ein Date mit einem Jungen gehabt.«

»Er ist wirklich sehr talentiert und erinnert mich an dich.«

»Warum? Ich schreibe doch keine Gedichte.«

»Nun, ich mag ihn und ich mag dich. Das ist alles.«

»Wie sieht er denn aus?«

»Ist das so wichtig?«

»Aber natürlich!«

»Okay, also ... er hat drei Köpfe, sieben Augen, eine Nase, zwei gespaltene Zungen, Schuppen am ganzen Körper und ...«

»Nein, im Ernst.«

»Ich weiß es nicht. Ich bin ihm noch nie begegnet. Er hat mir auch noch nie ein Foto von sich geschickt. Aber er kommt nächsten Samstag zum Abendessen, und du bist auch herzlich eingeladen. Ich hab ihm nämlich schon viel über dich erzählt, und es würde mich wirklich nicht wundern, wenn ihr eines Tages verheiratet wärt und jede Menge Kinder ...«

»Stopp! Ich kann echt nicht glauben, dass Sie mich mit jemandem verkuppeln wollen, den ich gar nicht kenne.«

»Jetzt übertreib mal nicht, es ist doch nur ein Abendessen. Hinterher trinken wir Kaffee. Reden übers Wetter. Vielleicht liest er dir eines seiner Gedichte vor. Alles ganz harmlos. Du solltest das nicht als Date betrachten. Nennen wir es lieber eine Diskussionsrunde mit drei Teilnehmern.«

Doch als ich an jenem Abend bei Booker ankam, wurde mir sofort klar, dass er mich sehr wohl in ein Blind Date hineingelockt hatte. Auf dem Esstisch brannten Kerzen. Aus Lautsprechern, die um Jahrzehnte älter aussahen als ich, drang knisternd klassische Musik, und das Herzstück der Tafel bildeten mit Schokolade überzogene Erdbeeren. Ein großer Junge mit riesigen Händen und schulterlangen blonden Haaren saß am Kopf des Tisches. Dass er ständig nervös mit seinen Fingern spielte, flößte mir irgendwie Vertrauen ein.

Booker legte mir den Arm um die Schultern und sagte: »Nanette, das ist Little Lex. Little Lex, das ist Nanette. Ich lass euch jetzt ein bisschen allein und bereite unser Festmahl zu.«

Nachdem Booker den Raum verlassen hatte, hörte ich hinter dem Haarvorhang von Little Lex ein leises »Hey«.

Ich setzte mich.

»Ich weiß zwar nicht, was Booker dir erzählt hat, aber ...«

»Mach dir keine Sorgen«, entgegnete er. »Das hier ist alles ein bisschen zu viel für mich.«

»Wie meinst du das?«

Er zuckte die Schultern und schaute aus dem Fenster.

»Du magst Buk?«, fragte ich und zeigte auf sein T-Shirt, auf dem Charles Bukowski über einem Plastikbecher mit blutrotem Wein seinen Rachen aufriss wie ein Werwolf.

Er blickte auf das alte Gesicht des Dichters hinab und antwortete: »Total.«

»Du hast Booker deine eigenen Gedichte geschickt?«

»Yeah.«

»Du bist also ganz offiziell ein Dichter?«

»Booker hat mir gesagt, ich soll mir das Schubladendenken abgewöhnen.«